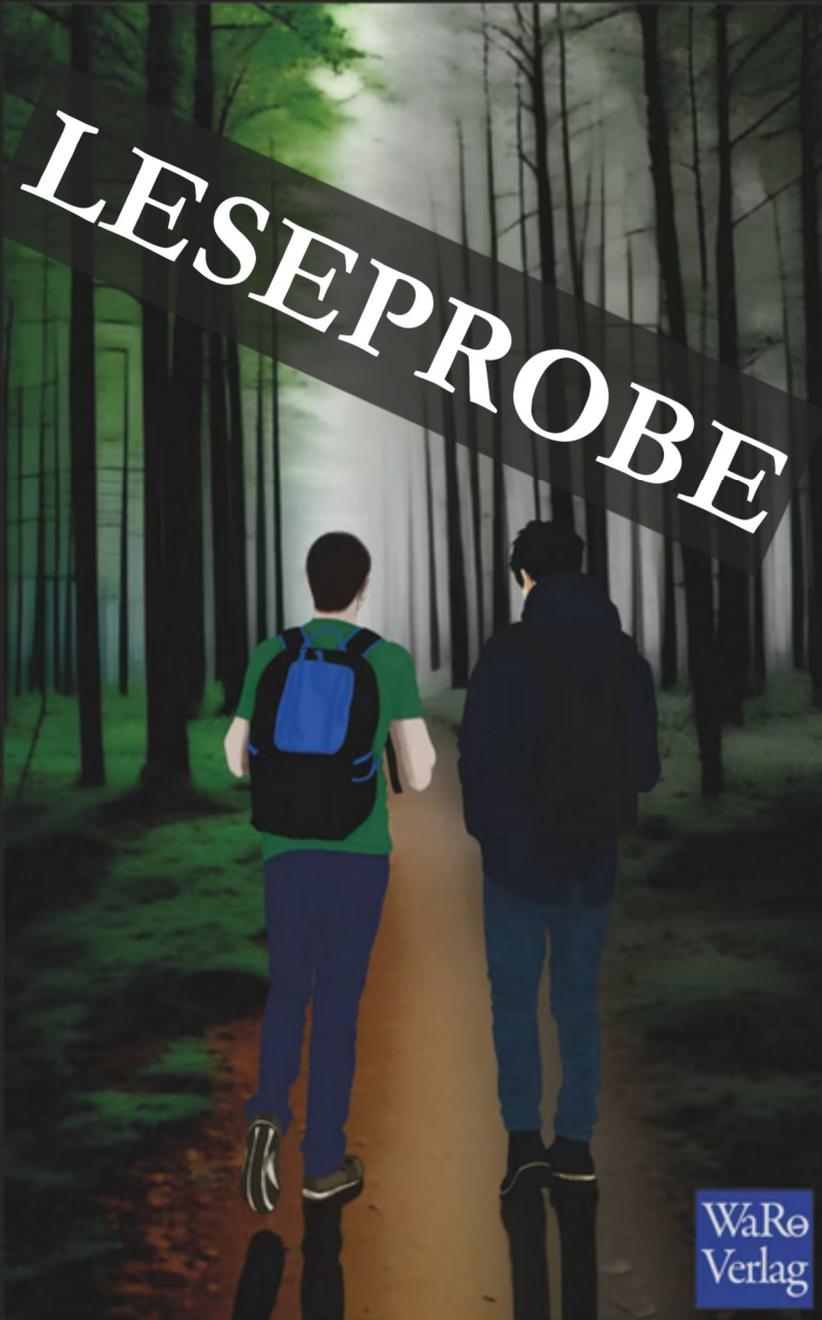


CHRISTIAN GOLTSCHÉ

LESEPROBE



WaRe
Verlag

TRACKABLE

CHRISTIAN GOLTSCHÉ

TRACKABLE

Die Geschichte einer
Freundschaft

Wako-Verlag
«Der etwas andere Verlag»

Umschlag:

Sarah Goltsche / WaRo-Verlag

1. Auflage

© WaRo-Verlag Heidelberg, 2025

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt, oder verbreitet werden.

Gesamtherstellung: WaRo-Verlag, Heidelberg

ISBN 978-3-938344-54-5

www.waro-verlag.de

Prolog

Morgen

Mein Warten begann am frühen Morgen, denn wir hatten keine Uhrzeit ausgemacht. Mit mir wartete der wolkenlose Julihimmel, an dem die Morgensonne zwar schon hinaufkletterte, aber noch nicht mit voller Strahlkraft und Wärme überzeugen konnte. Die vorbeirasenden Autos der Schnellstraße in meinem Rücken und das ohrenbetäubende Dröhnen der über mir fliegenden Flugzeuge deuteten darauf hin, dass für andere Leute Alltag und Hektik herrschte. Auf dem großen Stein, auf dem ich saß, lehnte ich mich vor und hoffte, dass Sven sich nicht zu viel Zeit ließ.

Da ihn diese Hoffnung nicht eher herbrachte, betrachtete ich die Brücke, die über die Schnellstraße führte. Sie war seit meinem letzten Besuch restauriert worden. Die alten, losen Steine hatten Beton weichen müssen. Ich war mir nicht sicher, ob ich den neuen, modernen, aber kühlen Bau besser fand als den rustikalen, halb verfallenen, den es vorher hier gegeben hatte. Die 32 Stufen der Treppe, die zu der Landstraße hinauf führte, gaben mir jedoch ein wohliges Gefühl.

Erstaunlicherweise sah hier unten allerdings noch alles gleich aus. Eine Leitplanke, Geröll und ein Baum am Rande des Maisfeldes. Es war akustisch und optisch auf keinerlei Weise idyllisch. Nicht ein Vogelzwitschern konnte man hier vernehmen. Dabei war ich unsicher, ob es am Lärm des Verkehrs lag oder schlicht an der Tatsache, dass sich hier keine befanden.

Sven anzurufen oder ihm zu schreiben hätte mir Sicherheit gegeben. Aber das ging nicht. Stattdessen musste ich wie Estragon und Vladimir auf Godot warten.

Ich begann damit, die Autos auf der Schnellstraße zu beobachten. Dass in dieser Frühe schon so viele Leute unterwegs waren, verwunderte mich, und ich dachte darüber nach, was ihre Ziele waren.

Doch es waren zu viele, die zu schnell an meinen Augen vorbeifuhren. Unbewusst hatte ich begonnen, sie zu zählen. Nach dem zweiunddreißigsten Auto wurde mir schwindelig und so drehte ich mich rasch in Richtung Maisfeld um. Dort würde Sven erscheinen, wenn er kam.

Unser Trackable war nach vier Jahren wieder hier. An dieser magischen Stelle aus Schotter zwischen flitzenden Autos und grünen Maispflanzen. Die Synapsen in meinem Kopf liefen auf Hochtouren, wenn ich an seine Reise dachte.

Es kribbelte mir in der Brust und doch erinnerte ich mich auf einmal an den Geist, der ich einst war. Der den Weg nach Hause nicht fand. Der durch ein Leben ging, das er längst verloren hatte. Der vor sich hin spukte, statt weiterzugehen.

Der gestorben war, ohne je gelebt zu haben.

Es verblüffte mich, wie ich als dieser Geist mit der Wirklichkeit verbunden bleiben konnte. Mit Schreibblöcken und Stiften. Mit Trackables und Geocaches. Es musste daran liegen, dass ich sie nie loslassen wollte. Dass ich noch nicht bereit war für den Tod, der mich schließlich trotzdem mitnahm.

Und so saß ich da, wartete und fing an zu schreiben.

Kapitel 1

Trackable

Wenn Bauchschmerzen ein Zeichen für Freundschaft sind, dann ist Sven der beste Freund der Welt, ein Seelenverwandter, ein Bruder.

Eine beklemmende und paradoxe Mischung aus Hunger und Appetitlosigkeit sucht ihn heim. Es gelingt Sven nicht, eine der beiden Empfindungen zu stillen. Ihm ist, als habe man ihm den Magen entrissen. Daran haben weder der sonntägliche Kuchen seiner Mutter noch der gestrige Leichenschmaus etwas ändern können. Und es drängt ihn aus dem Haus seiner Mutter hinaus in seine eigenen vier Wände, die viele Kilometer weit weg liegen.

Alle Menschen in Svens Umfeld zeigen Verständnis. Seit Stunden starrt er bereits in die Leere, tief in seiner eigenen Welt, als habe Gevatter Tod ihn ebenfalls aufgesucht. Sein flacher Atem belegt das Gegenteil, und zweifelsfrei machen das auch die Gedanken in seinem Kopf, die wie auf der Autobahn rasen.

Ich nähme es ihm wahrscheinlich übel, wenn seine Reaktion eine andere wäre. Wenig zieht einem den Boden so gut unter den Füßen weg, nichts dreht das Leben derart auf den Kopf wie das Verschwinden eines geliebten Menschen. Davon kann ich ein Lied singen. Und mir ginge es an seiner Stelle nicht anders.

Seine Mutter macht sich Sorgen, da er nicht isst, sich in seinem alten Zimmer verkriecht und kein Wort spricht, während die Julisonne Rekordtemperaturen bricht, als hätte sie

eine Wette mit dem August abgeschlossen, wer denn heißer werden könne. Der achte Monat würde sich ganz schön Mühe geben müssen, um das zu übertreffen, was sein Vorgänger bereits geschafft hat.

»Die Hitze ist ein Grund mehr, nicht unter dem Dach zu verweilen, sondern das Leben zu genießen«, sagt seine Mutter. Aber das grenzt an bittere Ironie.

Sven lacht abfällig, als sie ihm vorschlägt, mit ihm draußen ein Eis essen zu gehen.

»Du bist doch immer so gern draußen gewesen«, sagt sie und erinnert ihn selbstverständlich unweigerlich an die vielen Touren, die wir gemeinsam unternommen haben, als wir jung waren. Und dann ist da auf einmal das bittere schlechte Gewissen in seinem Herzen. Als wäre der flau und stechende Magen nicht schon schlimm genug. Und die Art, wie sie mit ihm redet, obwohl er längst erwachsen ist. Als würde sie mit einem Fünfjährigen sprechen.

Nach ein paar Tagen verlässt er schließlich das Zimmer. Seine Mutter muss denken, dass er den Verstand verloren hat. Denn er grinst und erstaunlicherweise isst er viel, als sei sämtlicher Lebenswille wieder in ihn hineingeflossen.

Tatsächlich hat er bereits einen Entschluss gefasst und erzählt seiner überforderten Mutter beim Frühstück davon. Allerdings versteht sie offensichtlich nur die Hälfte und die Marke in seiner Hand irritiert sie eher, als dass dadurch irgendetwas klarer wird.

Nach ein paar Stunden steht er auf der Wiese neben dem Versteck des Geocaches und streicht mit dem Finger über unsere Namen in dem kleinen, leicht durchnässten Notizblock.

Klappernd fällt die Metallmarke in die Kunststoffdose.

»Gute Reise«, sind die letzten Worte, die sie von Sven vernehmen würde, hätte sie Ohren und so etwas wie ein Gehirn und Nerven, die das alles verarbeiten könnten. Dann senkt sich der Deckel der Dose über sie und beides verschwindet unter dem großen Stein. Und so beginnt der Beweis einer Freundschaft seine vierjährige Reise.

Und ich reise mit.

Die nächsten Tage versteckt die Sonne sich hinter den Wolken und Wasserfälle rauschen auf die Erde nieder, wie man es lange nicht gesehen hat. So wird der Juli seine Wette mit dem August verlieren.

Die Marke liegt recht einsam in der dunklen Kiste unter einem großen Stein. Kleines, krabbelndes oder kriechendes Getier, das hier vorbeikommt, interessiert sich nicht für sie und erreicht sie ohnehin nicht, da die Box gut und luftdicht verschlossen ist.

Erst mit dem ersten Sonnenschein des Augusts, kommt die Marke an die Oberfläche. Doch nur kurz, denn sie wird zwar fotografiert, aber nicht mitgenommen. So geht es einige Male. Der nächste Besucher verschließt die Dose leider nicht richtig, sodass sie nicht in das vorgesehene Versteck passt. Sie rutscht heraus und der Inhalt verteilt sich auf dem durch den Regen nass und schlammig gewordenen Boden.

Als nach zwei Wochen ein junger Mann den Stein hochhebt, sieht er das Malheur. Er nimmt die verschmutzte Marke an sich und räumt alles andere wieder ein. Sie begleitet ihn zu weiteren Orten, die Sven und ich ebenfalls schon besucht haben: ein Loch in einem Baum abseits des Wanderweges, ein Schild an einer Aussichtsplattform. Keine atemberaubenden Sehenswürdigkeiten. Nur ein paar kleine, interessante Orte. Schließlich geht es zu ihm nach Hause.

Der neue Besitzer der Marke heißt Thomas. Er wohnt in der nahe gelegenen Stadt. Eine Weltreise beginnt eben mit dem ersten Schritt. Es stellt sich als langsamer Schritt heraus, denn Thomas gibt der Marke zunächst einen Ehrenplatz an der Garderobe seiner kleinen Einzimmerwohnung. Dass sie verdreckt ist, scheint ihn nicht zu stören. Das ist allerdings mit einem Blick auf seine Wohnung wenig verwunderlich. Überall liegen teils mit Essensresten gefüllte Pizzaschachteln, leere Cola-Dosen, schmutzige Wäsche und zerknüllte Zettel herum. Das Paradies des freien Mannes. Es ist gar nicht so weit von der Hölle entfernt.

Thomas räumt auf, wenn er Besuch bekommt, was selten geschieht. Tatsächlich passiert es in den ersten zwei Wochen nur einmal.

Wie schnell er das kann. Und so gründlich. Selbst der leicht faulige Duft der Pizzaschachteln wird mit Frischluft und Putzmitteln vertrieben. Nach drei Gängen zu den Mülltonnen und ein paar Wischern über Oberflächen und Parkett erkennt man die Wohnung nicht wieder.

Als er um halb elf abends die Tür öffnet und die ersten Gäste eintreten, ist es ihm unangenehm, dass sonst niemand da ist. Es sollen gleichzeitig die letzten sein, denn am Ende erscheinen zu seiner Geburtstagsfeier drei Leute von über zwanzig eingeladenen. Es sind drei Kommilitonen, die er erst einen Tag zuvor gefragt hat. Der Rest hat ihm entweder ab gesagt oder ist nicht aufgetaucht.

So geht das Ganze nicht lange. Es liegt ihm beinahe auf der Zunge, dass er sich über die drei Menschen freut, die gekommen sind. Wenn er ehrlich zu sich selbst ist, kennt er sie kaum, und ob er sie mag, weiß er nicht. Wahrscheinlich weniger, als sie es verdienen. Am liebsten hätte er sich unsichtbar gemacht. Wenn er es nicht ohnehin ist. Die drei jungen Männer sind höflich und unterhalten sich über das Studium, während sich Thomas selbst zurückhält. Da sie schon gegessen haben, verzichten sie auf die Snacks, die er vorbereitet hat. Sie trinken ihr selbst mitgebrachtes Bier und nehmen die leeren Flaschen schließlich sogar wieder mit.

Thomas schließt die Wohnungstür leise hinter ihnen.

Gemächlich schlendert er zum Wohnzimmerisch. Wenig deutet darauf hin, dass ein Gast hier gewesen ist. Das warme Polster des Sofas, der Geruch von Bier und die Abdrücke der Flaschen auf den Untersetzern.

Die Chips in der Schüssel sind traurig und ungegessen. Er nimmt sie vom Tisch und bringt sie zur Küchenzeile. Dort fällt sein Blick auf die Fotos an der Wand neben dem Kühlschrank. Vielleicht ruft seine Schwester morgen an.

Marvin, der neben ihr hängt, wird es jedenfalls nicht tun.

Thomas nimmt die Chips wieder mit, lässt sich auf das Sofa fallen, greift nach seinem Laptop und vertieft sich für den Rest der Nacht in die Welten des Internets. Als er um Mitternacht ein Jahr älter wird, macht er sich ein Bier auf, um mit sich selbst anzustoßen.

Die Mühe des Aufräumens wirkt bitterlich überflüssig. Denn weder ruft am nächsten Tag, abgesehen von seiner Mutter, jemand an, noch kommt jemand vorbei. Die Tage danach sehen nicht anders aus. Niemand kommt. Es klingelt höchstens der Postbote und bringt eine Rechnung.

Selbst die Sonne darf nur selten durch die Fenster herein.

Der Unterschied zur dunklen Kiste unter dem Stein dürfte daher für die Marke marginal sein, weil selbst die Rollläden meist unten bleiben. Abends laufen Filme und Serien über den kleinen Fernsehbildschirm. Wie in einem Elektrofachgeschäft dudelt er stundenlang sinnlos vor sich hin, während Thomas Junkfood in sich hineinstopft – mehr zum Zweck der Nahrungsaufnahme als zum Genuss – und auf dem Handy herumtippt, bis er einschläft und die Wohnung Stück für Stück wieder in ihren ursprünglich verwahrlosten Zustand übergeht. Essensbehälter und Pizzaschachteln stapeln sich zu Türmen und Haufen, in denen Fliegen nach Essensreste suchen.

Es ist ein Raum der Einsamkeit, der mit Dingen gefüllt ist, die dazu dienen, die Zeit totzuschlagen und zu verkürzen. Die Bilder an der Wand erfahren keinerlei Aufmerksamkeit.

Keine Anrufe unterbrechen das Gelächter der Sitcoms. Keine E-Mails oder Textnachrichten die Handyspiele. Denn im Grunde ist es das, was er an seinem Geburtstag gedacht hat: Er kennt kaum einen Menschen richtig. Und es stellt sich die Frage: Ist das ein Leben? Wenn ja, wieso verschwendet er es so? Aber es ändert nichts. Er lebt irgendwie weiter. Wie die Fliege auf dem Pizzarand lebt und gar nicht weiß, warum sie das tut.

Die Marke gerät in Vergessenheit. Eine einmal getragene Jacke verdeckt sie nach einem weiteren verregneten Tag Ende August, der nasseste der letzten Jahre. Sie wird im Laufe der

nächsten wieder viel zu warmen Wochen nicht mehr von der Garderobe entfernt.

Nach zwei Monaten kommt schließlich Thomas' Mutter zu Besuch und wäscht nicht nur seinen Kopf aufgrund des Chaos in seiner Wohnung, sondern auch erbarmungsvoll seine Schmutzwäsche. Seine Jacke fliegt kurzerhand mitsamt der Marke in einen Korb und dann in die Maschine. Als die verdutzte Mutter sie beim Herausholen der Wäsche findet, denkt sie zunächst an Müll.

Was soll das sein? Ist es wichtig für Thomas' Studium? Oder ist er Mitglied in einem Verein, wofür er das Ding braucht? Sie kann es sich nicht vorstellen. Trotz ihrer Erziehung ist ihr Sohn irgendwo falsch abgebogen und verzichtet offenbar zunehmend auf solche profanen Dinge wie menschlichen Kontakt.

Wenn man sich die Wohnung betrachtet, ist es wahrscheinlich besser. Am Ende fällt es noch auf sie zurück, wenn Leute dieses Chaos hier erblicken. Immerhin ist es nicht vollkommen schmucklos. In der Küche hängt zumindest ein Foto von Thomas' Schwester, die in Australien lebt. Und eines von Marvin, seinem alten Schulfreund. Das ist sicherlich nicht so gesund. Wer will schon ständig das Gesicht längst verblichener Freunde um sich herum haben? Wie schmal beide Jungen damals ausgesehen haben. Fast wie Zwillinge. Und sie haben denselben Blödsinn im Kopf gehabt.

Sie schüttelt den Kopf. Auch auf das seltsame Käfersymbol auf der Marke und die Reihe aus Buchstaben und Zahlen darunter kann sie sich keinen Reim machen.

Sie drückt ihm den Korb mit der sauberen Wäsche schließlich in die Hände und lässt die Marke von der daran angebrachten Kette baumeln.

»Das habe ich gefunden«, sagt sie.

Verdutzt blickt Thomas die saubere Marke an. Er weiß gar nicht, wo sie herkommt.

»Das ist ein Trackable«, murmelt er. Erst jetzt erinnert er sich daran, dass er vor ein paar Monaten so einen gefun-

den hat. Er greift nach der Marke, doch seine Mutter zieht sie weg.

»Was ist das?«, fragt sie.

»Ein Trackable«, erwidert Thomas.

»Was ist ein Trackable?«, hakt sie weiter nach, ohne ihre Hand erneut auszustrecken. Sie spricht das Wort so falsch aus, dass es Thomas auf der Haut kribbelt.

Er seufzt. »Ein Begriff aus dem Geocaching«, sagt er. »Ich bin Geocacher.«

Sie sieht ihn verständnislos an.

Es ist das erste Mal seit seiner Kindheit, dass er nicht genervt von seiner Mutter ist, wie das während seiner gesamten Jugend der Fall gewesen ist.

Räum doch mal auf.

Mach doch mal was aus dir.

Geh doch mal nach draußen und such' dir ein paar Freunde. Mit Marvin hat es doch damals auch geklappt.

Frag doch mal den Onkel Konrad, ob er dir nicht ein Praktikum verschaffen kann.

All diese Vorschläge, die seinen Alltag stören und nicht sein Leben definieren sollen.

Und jetzt stellt sie diese ehrlich gemeinte, neugierige Frage nach etwas, das ihm am Herzen liegt.

Verlegen lächelnd stellt er den Wäschekorb zur Seite und schnappt sich sein Handy vom Tisch. Er tippt darauf herum und zeigt ihr schließlich das Display. Darauf abgebildet ist eine Karte von Europa mit allerlei merkwürdigen Zeichen. Thomas wischt über den Bildschirm und mehr dieser Zeichen kommen überall auf der Welt zum Vorschein.

»All das hier sind sogenannte Geocaches«, erklärt er und öffnet willkürlich einen in Kanada. »Es gibt sie in allen Größen. Von winzig kleinen, fingernagelgroßen Behältern bis hin zu riesigen Schatztruhen. In ihnen liegt normalerweise ein Logbuch, in das man sich eintragen kann. Je größer die Kiste, desto mehr anderes Zeug kann darin liegen. Kleine Stofftiere, Figuren oder so etwas.«

»Und die sind auf der ganzen Welt verteilt?«, fragt seine Mutter.

»Nicht überall, aber im Grunde ja«, sagt Thomas und zieht das Handy weg. »Es ist die größte Schnitzeljagd der Welt, würde ich sagen.«

»Und was hat man davon?«

Natürlich muss diese Frage kommen. Immer muss für die Alten alles einen Sinn ergeben.

»Man findet neue Orte. Man versucht, Herausforderungen zu bestehen«, antwortet Thomas kurz und wedelt hilflos mit den Armen. »Es ist ein Spiel.«

»Und man braucht so eine Marke, um sie zu finden?«, fragt seine Mutter und betrachtet diejenige in ihrer Hand.

»Nein«, sagt Thomas und fährt sich durch sein Haar. Nie hat er seiner Mutter etwas erklären müssen. Für gewöhnlich läuft es andersherum. Normalerweise sagt sie ihm, wie das Leben funktioniert.

»Man findet diese Caches, indem man die GPS-Koordinaten davon erhält und diese bis zum Ziel verfolgt. Bei den traditionellen Caches bekommt man sie auf der offiziellen Internetplattform von Geocaching. Für andere muss man vorher oder vor Ort Rätsel lösen. Bei anderen muss man Bilder einsenden. Es gibt sogar Treffen mit anderen Geocachern.«

»Und du läufst dafür draußen herum und suchst diese Dinger?«, fragt seine Mutter und hält ihm schließlich die Marke hin.

Er nimmt sie und grinst. »Ja. Die sind ja meistens draußen.«

»Na, immerhin sitzt du nicht nur in deiner Bude«, sagt sie und sieht sich in seinem Zimmer um. Dann richtet sie ihren Blick wieder auf ihn und die Marke. »Und was ist das nun genau für ein Ding?«

»Na ja«, sagt Thomas. »Man kann solche Teile in einen Geocache legen, damit sie jemand mitnimmt und woanders hinbringt. Viele dieser Trackables haben ein Ziel, das innerhalb einer bestimmten Zeit erreicht werden muss. Es kann

sein, dass sie zum Beispiel innerhalb eines Jahres nach Tokio müssen oder so. Auch diese Teile gibt es in allen möglichen Formen. Münzen oder Figuren. Das hier nennt man einen Travel-Bug.« Er deutet auf die Buchstaben und Zahlen unterhalb des Käfersymbols. »Diesen Code gibt man auf der Internetseite ein und dann kann man ihn loggen.«

Seine Mutter sieht ihn fragend an.

»Loggen nennt man es, wenn man sich irgendwo einträgt, online oder eben im richtigen Logbuch eines Cache. Also in diesem Fall sage ich auf der Seite des Trackables Bescheid, dass ich ihn mitgenommen habe. Normalerweise hängen sie an irgendeinem anderen Gegenstand, der sie individuell macht. Ich habe mal einen mit einer Quietschente gefunden. Dafür ist ja die Kette ...« Die letzten Worte murmelt er nur.

»Und wo muss dieser Track- ..., dieses Ding hin?«, fragt seine Mutter.

»Trackable ...«, sagt Thomas. »Der muss ...« Er sieht auf den Code. »Keine Ahnung.«

Er holt seinen Laptop vom Bett, setzt sich aufs Sofa und öffnet die Seite des Trackables. Als er liest, was der Auftrag der Marke und der Grund ihrer Mission ist, legt er eine Hand auf seinen Bauch, als habe er Schmerzen.

»Na ja«, sagt seine Mutter, die mittlerweile dabei ist, die trockene Wäsche auf seinem Fernsehtisch zu falten. »Immerhin gehst du ab und zu raus. Da bin ich ja schon froh. Obwohl es schöner wäre, wenn du dich auf dein Studium konzentrieren würdest. Und vielleicht darauf, dass deine Wohnung etwas sauberer wird.« Seine Mutter sieht ihn kurz an. »Ist alles in Ordnung?«

»Ja«, sagt er. »Ich muss mal wohin«, fügt er nach ein paar Sekunden hinzu, klappt seinen Laptop zu, steht auf und schnappt sich seine Jacke, die seine Mutter ihm zusammengelegt auf den Tisch gelegt hat.

»Wohin?« Sie blinzelt ihn langsam an.

»Ich muss etwas erledigen.« Mit diesen Worten verlässt er die Wohnung.

Kapitel 2

Memory

Bevor die Dinge hier durcheinandergeraten, fange ich die Geschichte von Sven und mir am besten von vorne an.

Wir waren im Kindergartenalter. Ich weiß nicht mehr, ob wir uns schon vorher kannten oder einmal miteinander gespielt hatten. Es ist zu lange her. Eines Tages saß ich an diesem kleinen, runden Tisch und spielte wie so oft allein Memory.

Meine Erinnerung daran ist sehr lebendig.

Mit mir wollte man nicht Memory spielen. Nicht, weil ich so gut war oder sonderlich schlecht, nicht, weil ich ein schlechter Verlierer oder Gewinner war. Damit hatte es nichts zu tun. Natürlich kann es sein, dass ich schon damals zu viel redete. Aber es lag an etwas anderem. Ich hatte bei diesem Spiel keinen Sinn für das Konzept des Gewinns und Verlierens. Viel wichtiger fand ich es, das Ziel zu erreichen, alle Paare zu finden, ob allein oder zusammen war mir egal. Darum hatte ich, wenn jemand mit mir spielte, nie einen Stapel mit Karten vor mir liegen, die ich entdeckt hatte.

Zunächst legte ich alle Karten verdeckt in ein perfektes Quadrat. Wenn ich ein Paar gefunden hatte, ließ ich es da liegen, wo es war, sodass am Ende ein schönes quadratisches Gemälde aus vielen kleinen Bildern entstand. Warum ich das tat, verstand keines der anderen Kinder, die immer einen Stapel mit gefundenen Karten vor sich bilden wollten.

Bis Sven dazukam.

Er war eineinhalb Jahre älter als ich, aber das war uns damals egal. Er setzte sich zu mir und half dabei, das Memory-Spiel zu lösen, so wie ich es spielte. Als wir damit fertig waren, jubelten wir frenetisch, betrachteten die lustigen Tierbilder auf den Karten und ich deklarierte den Anfang unserer Freundschaft mit den Worten: »Wir sind jetzt Freunde.«

»Okay«, war alles, was er darauf antwortete.

Das funktionierte danach nie wieder bei jemandem. Deswegen war es schwer für mich, als Sven ein Jahr vor mir eingeschult wurde. Wir spielten trotzdem oft miteinander, da wir in derselben Straße wohnten. Ganz allein war ich im Kindergarten trotzdem nicht. Es gab noch Vanessa.

Ich vergesse sie oft.

Vanessa war meine erste große Liebe. Sie hatte blondes Haar und Sommersprossen, die ich am liebsten alle einzeln gezählt hätte. Allerdings veränderten sie sich je nach Jahreszeit und Sonnenstand. Zumindest in meiner Erinnerung. Zählen konnte ich ohnehin erst in der Schule und dort hatte ich dann keine Gelegenheit mehr dazu.

Ich erzählte ihr von meinen Wochenenden, obwohl diese noch gar nicht so ereignisreich sein konnten, und von den Büchern, die mein Vater mir vorlas. Eines Tages sagte sie zu mir: »Du redest immer so viel.«

Wir saßen auf den Schaukeln des Kindergartens und schwangen hin und her und sie unterbrach eine meiner Geschichten mit diesen Worten. Ich verstand damals nicht, wie sie das meinte, und ich fand es nie heraus. Daher nahm ich es als Kompliment auf und freute mich.

Zwar waren wir später in derselben Klasse. Doch irgendetwas hatte sich verändert. Vanessa redete nicht mehr mit mir, hingte sich an eine Gruppe Mädchen. Es bildeten sich schnell Cliques. Da waren die Fußballer, die Handballer, die Leute aus den umliegenden Dörfern, ein paar Mädchengruppen und ein paar Jungengruppen, die sich aus dem Kindergarten kannten.

Und dann war da neben mir noch Sven. Er hatte die erste Klasse wiederholen müssen, da man erst nach einem halben Jahr festgestellt hatte, dass er nicht zu blöd war, um die Buchstaben und Zahlen zu lernen, sondern dass er sie tatsächlich nicht erkannte, weil seine Augen so schlecht waren, dass sie ihn beim Lernen behinderten.

So kam er mit einer Brille mit dicken Gläsern in unsere Klasse.

Tiere kommen in Rudeln, Herden, Schwärmen und was weiß ich zusammen, um sich gegenseitig besser zu schützen. Bei Menschen, insbesondere Kindern, ist es dasselbe. Diese Erkenntnis hatte ich erst im Nachhinein. In der Gruppe ist man sicher. Man hat Gleichgesinnte im Rücken. Meist legt man sich mit einer Gruppe an, wenn man einen Einzelnen angreift. Diesen Luxus hatten wir nicht. Ich weiß, dass es wie ein Klischee klingt, aber Klischees sind leider oft die Wahrheit in Schulen.

Sven war der Ruhigste in der Klasse, nicht kräftig und, obwohl er ein Jahr älter als die meisten war, auch nicht der Größte. Wahlweise wurde er wegen seiner dicken Brille Streber oder wegen der Klasse, die er wiederholen musste, Dummkopf oder Idiot genannt. Dass die Worte sich gegenseitig ausschlossen, war eine unwesentliche Tatsache, die von den Schulkindern ignoriert wurde. Mir fiel nie auf, dass er sich dagegen niemals wehrte und dass er neben mir mit keinem anderen Menschen aus der Schule sprach.

Meine Noten waren schlecht. Das lag daran, dass ich mehr redete, als gut für mich war. Mein Vater hatte mir immer viel vorgelesen, was eine meiner wenigen guten Erinnerungen an ihn ist. Und als ich es dann selbst konnte, verschlang ich quasi alles, was ich in die Finger bekam. Dadurch beherrschte ich zwar das Lesen und die Rechtschreibung, störte aber häufig den Unterricht, weil ich allen die Handlung meiner Bücher erzählte. Das tat ich so, als wäre mir alles selbst passiert, was bei Handlungen wie *Die Schatzinsel* oder *Der kleine Prinz* schnell aufflog. Während andere über Videos aus dem Internet, Fernsehsendungen

oder Fußball sprachen, berichtete ich ihnen von Tom Sawyer oder Frodo Beutlin. Außerdem erfand ich unzählige Geschichten. Die Lehrer mussten mich oft ermahnen. Die anderen Kinder hielten mich wahrscheinlich für anstrengend. Das merkte ich allerdings damals nicht. Wie vieles andere auch. Und das war vermutlich das Problem.

Dass Sven unter den Sticheleien und Hänseleien litt, begriff ich nämlich ebenso wenig wie die Gesichter, die die anderen machten, wenn sie meine Geschichten hörten. Für mich war in dieser Hinsicht alles in Ordnung. Beliebte zu sein, war für mich etwas Unbekanntes. Ich hatte nie das Gefühl, dass ich unbeliebt war oder für einen Freak gehalten wurde. In dieser Hinsicht war ich ignorant. Dieses Unwissen beschützte mich zwar, doch ich verstand nicht, warum Vanessa nichts mehr mit mir zu tun haben wollte.

Es brach mir ein wenig mein Herz. In Vanessas Nähe war ich stets nervös, spielte den Clown oder erzählte umso mehr Geschichten. Gebracht hatte das nichts. Nachts malte ich mir in Träumen aus, wie es wäre, wenn ich sie küssen würde und wie ein solches Szenario herbeigeführt werden könnte. Der Fantasie meines sieben- bis zehnjährigen Verstands waren da keine Grenzen gesetzt. Im Unterricht saß ich äußerst günstig, um sie andauernd beobachten zu können. Viel vom Lehrstoff bekam ich dadurch eine Weile lang gar nicht mit. Zu allem Überfluss fing ich mit Tagträumen an. Ich stellte mir vor, wie ich sie ansprechen könnte, damit sie sich in mich verliebte. Wie einfach das Leben in diesen Träumen war! Einige dieser Traumbegegnungen schrieb ich auf. Lange lagen diese Gedanken in einer Kiste herum, in der all meine geschriebenen Ergüsse landeten.

Die Mädchen in der Grundschule lebten in einer anderen Welt als die Jungen, aber Sven und ich hatten unseren ganz eigenen Planeten.

Ich bekam aufgrund meiner schlechten Noten schließlich während der vierten Klasse Förderunterricht in Mathe, damit ich es zumindest auf die Realschule schaffte. Zu meiner großen Freude nahm daran auch Vanessa teil. Das Größ-

te war, dass wir nebeneinander saßen. Für meine Kenntnisse in Mathe, wovon ich so viel verstand wie ein Fisch vom Bergwandern, war das nicht hilfreich. Obwohl die Sache mit den Stufenzahlen schon damals anfang, was absurd war. Wenn ich so eine Affinität zu Zahlen hatte, warum konnte ich dann nicht vernünftig multiplizieren?

Ein halbes Jahr dauerte dieser Unterricht und jeden Abend davor dachte ich mir etwas Humorvolles, Spannendes oder Gruseliges aus, damit ich es ihr erzählen konnte. Wie mein Herz raste, wenn sie mich ansah und mir zuhörte. Außerdem roch sie so gut. Trotz all der Worte, die ich sprach und für die ich regelmäßig vom Lehrer Ärger bekam, weil ich damit nicht auf die Pause wartete, war es mir nicht möglich, ihr zu sagen, dass ich sie mochte. Zwar redete sie in diesem Unterricht mit mir, sodass ich nostalgisch davon ausging, wir würden uns wieder näherkommen. Außerhalb dieser 45 Minuten ignorierte sie mich jedoch, wenn sie mit ihren Freundinnen unterwegs war. Es war eine dieser Sachen, die ich nur langsam begriff: die kalte Schulter.

Davon erzählte ich Sven einmal, da ich es nachgeschlagen hatte. Als die Damen bei Hofe in früheren Zeiten in Spanien noch riesige Kleider und Röcke trugen, mussten sie den Herren, die Interesse an ihnen hatten, eine Hand entgegenstrecken, damit diese sie küssen konnten. Wenn eine Dame selbst nicht interessiert war, drehte sie dem Mann die linke Schulter zu.

Es war so nahe an meiner Situation, dass mich diese Redewendung lange nicht losließ. Obwohl Sven es bei Weitem nicht so interessant fand wie ich.

Ich landete schließlich mit Sven in der Realschule. Vanessa zog mit ihren Eltern um. Ich erfuhr nie, wohin.

Ohne diese Ablenkung fiel mir Vieles, wenn auch nicht alles, leichter.

Wie es weitergeht, erfahrt ihr im Buch Trackable.

www.waro-verlag.de

Hier bestellen:



<https://www.waro-verlag.de/p/christian-goltsche-trackable>

<https://www.instagram.com/christiangoltsche/>

www.christian-goltsche.de